

Eckhart Gillen

Mecklenburg im Kopf

Über die Malerin Tanja Zimmermann und den Dichter Bert Papenfuß-Gorek

Gemeinsame Erinnerungen an Kindheit und Jugendzeit in Mecklenburg führen die Malerin Tanja Zimmermann – 1960 in Pirna bei Dresden geboren, seit 1967 in Rostock – und den Dichter Bert Papenfuß-Gorek – geboren 1956 in Stavenhagen, der Geburtsstadt des plattdeutschen Mundartdichters Fritz Reuter – zusammen. Beide verlassen 1980 ihre Heimat. Tanja Zimmermann geht nach Dresden, um dort Malerei und Grafik zu studieren, Bert Papenfuß-Gorek läßt sich in Berlin-Prenzlauer Berg nieder.

Über Künstlerfreunde lernt Tanja Zimmermann Papenfuß 1987 in Berlin kennen. Sein Text „MAGNOLIS, HAB ACHT! eine mecklenburgische hochfahrt“ mit Zeilen wie „NUN DA DU GINGST von zingst över'n darß nach fischland röver“ spricht sie an. Die plattdeutsche Mundart hat sie von ihren norddeutschen Verwandten noch im Ohr. Kindheitsbilder stellen sich ein von der Halbinsel Zingst, früher durch einen Meeresarm (den Prerowstrom) von der waldbedeckten Halbinsel Darß getrennt, die durch die Nehrung des mecklenburgischen Fischlandes und dem Festland verbunden ist: Ausflüge in die Galerie Bunte Stube der Familie Wegscheider in Ahrenshoop mit Gemälden, alten Büchern, bäuerlichem Geschirr, Porzellanhündchen im Fenster der Seemannsfrauen in dicken Schafwolljacken...

Im Kontrast zur sächsischen Barockmetropole reizte sie die karge Feldsteinromanik und Backsteingotik des Nordens ebenso wie der derbe Witz, die Lust an Sprach- und Wortspielen der plattdeutschen Mundart, die sie bei Papenfuß als Stoff seiner Sprachalchemie wiederfand: „EINÖDIEN DER EINFACHEN, schwer/zu widerstehenden glucksseligkeit ... putrefakte gotik/aufgeziegelt aus'm bau in's loch/möcht ich mich dir mal eingliedern...“

Noch immer ist hier im Norden Kolonialland zu spüren, das Momente archaischer Lebensformen bewahrt hat. Reste slawischer Wasserburgen, an die sich Tanja Zimmermann von Ausflügen auf das flache Land erinnert, künden von „militärischer demokratie“ der slawischen und germanischen Stämme, die hier siedelten. Die poetischen Zeitsprünge im Text von Papenfuß verbindet Tanja Zimmermann mit den eigenen heterogenen Erinnerungsbildern. Mit dieser Mappe, gedruckt in der Steinwerkstatt der Hochschule für bildende Künste Dresden, als Diplomarbeit bei ihrem Lehrer Gerhard Kettner, schließt sie ihr Studium 1987 ab und geht ein Jahr nach Wangelin, wo sie in einem Bauernhaus inmitten der kargen Mecklenburger Landschaft lebt und arbeitet. In Schwerin begegnet ihr der Maler Michael Wirkner mit seinen dunklen, glühenden apokalyptischen Visionen. Kurze Zeit arbeiten sie zusammen. Zur gleichen Zeit reagiert Papenfuß, „mitten in Berlin“, mit einem Text, datiert wie ein Tagebuch, auf die Verhaftungen und die Abschiebung von Freya Klier, Stefan Krawczyk, Bärbel Bohley u.a. während und nach der Rosa-Luxemburg-Demonstration im Januar 1988: „was auf veränderung hoffte, soff ab/sehnen barsten, erzen brachen, die junge opposition schiß sich zu/der untergrund ging unter.“ Jetzt stellt sich die Frage nach dem Weggehen: „bevor uns hier die scheiße um die ohren fliegt/bleib ich

doch liebers hier/mit meinen engsten ängsten/& flüchtigen wünschen“ ... „eingespannt in eine kulturpolitik, die strammsteht, gewehr bei fuß.“

Seine imaginäre Gesprächspartnerin ist arianrhod (Silberreif), eine Göttin aus der Mythologie des keltischen Wales. Der altirische Wortstamm von argat (Silber) bedeutet weiß, licht. Das weiße Metall ist astrologisch dem Mond und der Fruchtbarkeit zugeordnet. Die ethymologische Wurzel ari führt zu Ariadne, der Enkelin des Sonnengottes Helios, die auch die „überaus Reine“ (ari-hagne) und „überaus Klare“ (Aridela) genannt wurde. Nach der Sage verliebte sie sich in Theseus, der freiwillig in das Dunkel des Labyrinths eindringen wollte, um ihren Bruder, den Minotaurus, zu töten. Papenfuß im Zentrum des Labyrinths der Macht beschwört Arianrhod, ruft sie an, hadert mit ihr, beschwichtigt sie: „ätzbraut, die du dich sträubst, leben zu geben, nimmst du es dennoch unentwegt.“

Der Text kreist immer wieder um das Thema Liebe: „es ist keine liebe in uns, sie entsteht zwischen uns & steht zwischen uns als argument, das versagt ... die wir tugendhaft sind, oder mit anderen worten tauglich.“

Dieser Text, vollständig abgedruckt in der Anthologie „Schöne Aussichten. Neue Prosa aus der DDR“ (Frankfurt/Main 1990), wird Ende 1988 zum Anlaß einer zweiten gemeinsamen Edition mit Tanja Zimmermann. Mit ihren schwarzen Siebdruckblättern und farbigen Gouachen stellt sie die Frage nach Liebe, Zärtlichkeit, Angst, Leere, Brüchigkeit des Bestehenden. Arianrhod ist auf einem der Blätter als großäugige, dem Mond zugewandte archaische Naturgottheit dargestellt. Als Gegenbild zeigen die farbigen Gouachen sie als prächtige, stolze Frau strotzend vor Lust und Liebe. Das Kind, das sich fallen lassen kann und sich zugleich sperrig fordernd mit ausgestrecktem Bein seiner Umwelt zuwendet, hat mit ihrem Sohn Jakob zu tun, mit der schmerzlichen Erfahrung der Fremdheit, die sich als Kluft im Verhältnis zwischen Mutter und Kind auftut. Ihre Zeichnungen exponieren wie der Text von Papenfuß die eigenen Widersprüche: „die verlassenheit & das eingeständnis der zurückgebliebenheit/locken uns relativ vorwärts, ich komme langsam auf mich zurück.“ Ausgehend vom Rhythmus des Textes mit seinen Dissonanzen, Verdichtungen, Sprüngen, arbeitet sie mit gebrochenen Farben, Disproportionen, spröden, aufgerissenen Konturen. Die starren Strukturen und Verkrustungen der Gesellschaft, in der sie lebt, werden am eigenen Leib schmerzlich empfunden, bearbeitet und für sich selbst begreifbar gemacht. Die engen Gehäuse der Angst werden aufgebrochen.

Der Stachel, der sie in ihrem künstlerischen Schaffen treibt, ist die Sehnsucht nach einem Naturzusammenhang, der unwiederbringlich verloren ist, den sie am Meer und auf dem Mecklenburger Land suchte und nicht finden konnte. Die Erfahrung der Vertreibung aus dem Paradies, das in der Kindheit aufscheint, findet sie wieder in den Zeichnungen ihres Sohnes Jakob. Kinder erzählen mit ihren Bildern unverstellt, was sie erlebt haben. Um an sich selbst heranzukommen, läßt sie sich von „flüchtigen Wünschen“ treiben: Faben und Formen entstehen, überlagern sich, werden weitergetrieben oder weggescheucht je nach Stimmungslage. Dieser Prozeß ist ihr wichtig, nicht das „fertige“, in sich ruhende, ausgewogene Gemälde. Die fragile Balance ihrer Kompositionen, das scheinbar Flüchtige und Fragmentarische machen den besonderen Reiz ihrer Bilder aus.